

Träfhheit

1. Träfh ist ein typisch schweizerdt. Begriff. Seine Bedeutung läßt sich durch das folgende Zitat umschreiben: "Was nützt ein Wort, wenn es nicht trifft?". Etymologisch haben denn auch die Wörter träfh und treffen die gleiche Wurzel, german. *drep- "schlagen". Die Vorstellung, daß ein Wort metasemiotisch paßt, indem es sein bezeichnetes Objekt "trifft", gehört in das fast unendlich große Feld des ontischen und semiotischen Nonsens, über den ein Buch zu schreiben sich lohnte, besonders wenn man an den Erfolg thematisch vergleichbarer Bücher wie vor allem "Eleganter Unsinn" von Alan Sokal und Jean Bricmont (1999) denkt.

2. Wäre es möglich, daß ein Wort, d.h. ein Zeichen, sein bezeichnetes Objekt "trifft", müßte es es berühren, d.h. die ontische Distanz zwischen Zeichen und Objekt müßte $\Delta(Z, \Omega) = 0$ sein. Daraus würde aber sogleich folgen, daß es kein Kriterium mehr gäbe, wodurch sich ein Zeichen von seinem Objekt unterscheiden ließe, denn $\Delta(Z, \Omega) = 0$ impliziert die Austauschbarkeit von Zeichen und Objekt. Vor allem aber würde damit das Zeichen, das ja eine referentielle Objektkopie darstellt, überflüssig werden. Da das Zeichen von Bense (1967, S. 9) als "Metaobjekt" eingeführt wurde, folgt aus der zugehörigen Abbildung

$$\mu: \quad \Omega \rightarrow Z,$$

welche die thetische Einführung des Zeichens formal ausdrückt, daß stets $\Delta(Z, \Omega) \neq 0$ ist, denn sonst läge eine Selbstabbildung von Ω auf sich selbst voraus. Umgekehrt erzeugt $\Delta(Z, \Omega) \neq 0$ die für die Relation eines Zeichens zu seinem bezeichneten Objekt so charakteristische gegenseitige Transzendenz, denn selbstverständlich ist $\Delta(Z, \Omega) = \Delta(\Omega, Z)$. Da das Zeichen im Gegensatz zum Objekt als Funktion definierbar ist, welche "die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein in der prinzipiellen Frage nach der Erkennbarkeit der Dinge oder Sachverhalte zu thematisieren vermag" (Bense 1975, S. 16), verhält es sich in seinem Funktionsgraphen also asymptotisch zu seinem bezeichneten Objekt. Daraus folgt, daß, erkenntnistheoretisch gesprochen, kein Weg vom Zeichen zum Objekt, noch vom Objekt zum Zeichen führt. Zwischen Zeichen

und Objekt besteht somit in der Terminologie der Polykontextualitätstheorie eine Kontexturgrenze, welche die Transzendenz etabliert (vgl. Kronthaler 1992).

3. Die Metaobjektivationsabbildung μ kann daher auch kein Objekt substituieren, sondern es verdoppelt es sozusagen durch eine referentielle Kopie, und die kontexturale Transzendenzrelation zwischen Objekt und Zeichen spannt dadurch neben dem ontischen Raum der Objekte einen weiteren, semiotischen, Raum der Zeichen auf, der also eine Art von erkenntnistheoretischem Komplementärraum darstellt. Zeichen erlauben es, die von ihnen bezeichneten Objekte weitgehend orts- und zeitunabhängig zu machen. So kann man nicht die Zugspitze, wohl aber eine Photographie von ihr verschicken. Und eine verstorbene Person kann in der Form einer Photographie ihre irdische Zeit überdauern. Deshalb hatte Bense schon sehr früh festgestellt: "Das Seiende tritt als Zeichen auf, und Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität" (1952, S. 80). Es ist somit gerade die Distanz $\Delta(Z, \Omega) \neq 0$ bzw. die Asymptose der Zeichenfunktion sowohl zur Welt der Objekte als auch zum Bewußtsein der Subjekte, welche die Möglichkeit dieses Überlebens des Seienden in der Form von Zeichen ermöglicht, d.h. die Unmöglichkeit der Koinzidenz von Zeichen und Objekt. Was also jemand wirklich meint, wenn er sagt, daß ein Wort träf sei, d.h. sein Objekt trifft, betrifft somit lediglich ein Adäquanzverhältnis zwischen Bezeichnetem und Gemeintem und damit die Differenz zwischen semiotischem Objekt- und Interpretantenbezug, denn die Aufgabe des letzteren, vermöge der Kontextbildung von Zeichen, ist u.a. die Desambiguierung der Bezeichnungsfunktion durch die Bedeutungsfunktion, da es wegen $\Delta(Z, \Omega) \neq 0$ natürlich auch keine echte Synonymie geben kann, denn die Transzendenz zwischen Objekt und Zeichen vererbt sich auf die Differenz zwischen Zeichen, die somit höchstens quasi-synonym sein können. Solange man z.B. zwei Wörter ohne ihren Kontext, d.h. lediglich von ihrer Bezeichnungsfunktion her, betrachtet, sagen wir "schlagen" und "prügeln", so scheinen sie praktisch synonym zu sein. Bettet sie man jedoch in Interpretantenbezüge ein, so stellt sich heraus, daß wohl der Satz "Es hat zwölf Uhr geschlagen", nicht aber der Satz "Es hat zwölf Uhr geprügelt" grammatisch ist. Die Ungrammatizität des

letzteren Satzes wird also quasi-paradoxerweise durch die Desambiguierung von zwei Bezeichnungsfunktionen durch deren Einbettung in Interpretantenbezüge im Rahmen der vollständigen triadischen Zeichenrelation bewirkt.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Sokal, Alan D./Bricmont, Jean, Eleganter Unsinn. München 1999

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992, S. 282-302

5.5.2015